

Analyse

Luca Cunti Der elegante Mittelstürmer soll die ZSC Lions im Playoff-Final zum Sieg führen. Von Simon Graf

Einer hat bereits gewonnen

Vielleicht ist ja Luca Cunti die Lösung. Zuletzt schossen die ZSC Lions zweimal kein Tor, schlitterten im Final gegen den SC Bern nach einem zuvor so verheissungsvollen Playoff an den Rand des Saisonendes. Dreimal nacheinander müssen sie ab heute Donnerstag gewinnen, um doch noch Eishockey-Meister zu werden. Nun sind Tore gefragt. Und eben die Kreativität des 22-jährigen Cunti, der für das Spiel der letzten Zürcher Hoffnung zusammen mit dem prominenten Kanadier Jeff Tambellini in den ersten Sturm beordert wurde. Auch im Powerplay soll er eine Schlüsselrolle spielen.

Dabei hatte Cunti im vergangenen Sommer, als er sich mit schwiesstreibenden Einheiten im Kraftraum auf die Saison vorbereitete, nicht einmal davon zu träumen gewagt, dass diese für ihn mit dem Playoff-Final enden könnte. Denn der Erlenbacher war gar nicht



Demokratie Mali galt lange Zeit als afrikanische Vorzeigedemokratie. Nun kam es zum Militärcoup. Was ist geschehen? Von Jonathan van Eerd*

Putsch als politisches Instrument

Mali galt als eine der freisten Demokratien Afrikas. Seit der Einführung einer demokratischen Verfassung und Mehrparteienswahlen 1992 erlebte das Land regelmässig freie Wahlen. Im Jahr 2002 erfolgte ein friedlicher Machtwechsel; der parteilose Amadou Toumani Touré (kurz ATT) wurde Präsident. Mehrfach wurde Mali den sich demokratisierenden Ländern Nordafrikas sogar als Vorbild vorgehalten. Immerhin handelt es sich bei Mali um eines der ärmsten Länder der Welt, das zudem mehrheitlich muslimisch und ethnisch stark durchmischt ist: alles Faktoren, die gemeinhin als wenig förderlich für eine erfolgreiche Demokratisierung angesehen werden.

Die viel gelobte Demokratie Malis hat mit dem Putsch vor drei Wochen ihr vorläufiges Ende gefunden. Warum haben die Protagonisten dieser Machtübernahme den gewaltigen Weg gewählt? In einer funktionierenden Demokratie, so sollte man meinen, müsste es andere Wege geben, seine Anliegen durchzusetzen.

Konsensdemokratien funktionieren nicht, wenn kritische Stimmen vor lauter Konsens untergehen.

Die Putschisten führten die zögerliche Reaktion der Regierung auf die gewaltsame Sezessionsbestrebungen der Tuareg im Norden des Landes und die Defizite der Armee als Gründe für ihre Machtübernahme an. Doch der Putsch hat tiefer liegende Ursachen. Er ist eine Folge der Art und Weise, in der in Mali Demokratie umgesetzt wird.

Obwohl eine vordergründig gut funktionierende Demokratie, setzte sich keine nennenswerte politische Kraft für die berechtigten Anliegen der malischen Soldaten ein. Auch wies keine Partei auf die Schwächen der Regierung im Umgang mit der Tuareg-Rebellion hin. Eine Opposition gegen Präsident Touré fehlte.

Dies war aber nicht der Fall, weil Touré seine politischen Gegner unterdrückt hätte. Im Gegenteil: Der parteilose ATT hatte eine Altparteiregierung gebildet, die selbst das Ausmass der schweizerischen Konsensdemokratie übertraf. Seit den letzten Wahlen 2007 waren mit einer

Ausnahme alle Parteien an der Regierung beteiligt: Von den 160 Parlamentariern bildeten nur die vier Mitglieder einer sozialistisch angehauchten Kleinstpartei die Opposition.

Konsensregierungen haben viele Vorteile. In heterogenen Gesellschaften sorgen sie dafür, dass alle relevanten Kräfte mitreden können. Für Mali war dies ein Erfolgsmodell. Anders als in den Nachbarstaaten gab es in Mali kaum ethnische Konflikte.

Stimmvolk als Korrektiv

Konsensdemokratien funktionieren aber nicht, wenn kritische Stimmen vor lauter Konsens nicht mehr gehört werden. In der Konsensdemokratie Schweiz, wo die vier wählerrstärksten Parteien alle in die Regierung eingebunden sind, übernimmt das Volk mit seinen direktdemokratischen Rechten oft die Rolle der Opposition.

In Mali gibt es kaum direktdemokratische Volksrechte. Zudem sind im präsidialen System alle Parteien dem Wohlwollen des Präsidenten ausgeliefert. Welche Parteien an der Regierung beteiligt werden, bestimmt der Präsident. Dies ist ein weiterer Unterschied zum schweizerischen System. Einzelne Parteien können es sich hier leisten, im Verbund mit dem Volk kurzzeitig in die Doppelrolle von Opposition und Regierung zu schlüpfen, weil keine Instanz existiert, die eine solche «Illoyalität» abstrafen könnte. In Mali hingegen wurde der Präsident nur hinter vorgehaltener Hand für seine mangelnde Voraussicht und seine wenig dezidierte Reaktion auf die Rebellion im Norden kritisiert.

Ein Teil der malischen Armee hat nun mit Gewalt den verwaisten Part der Opposition übernommen und in undemokratischer Art auf die Misstände hingewiesen. Der Putsch ist eine Antwort auf ein gescheitertes demokratisches Experiment, das in problematischer Art präsidentielle Demokratie und Konsensdemokratie miteinander mischt und dem zudem das Korrektiv der Volksbeteiligung fehlt. Andere aufstrebende Demokratien, die sich um den an sich läblichen konsensualen Ausgleich aller Kräfte bemühen, dürften gewarnt sein.

*Jonathan van Eerd ist Doktorand am Institut für Politikwissenschaft der Universität Zürich. Er hat in Malis Hauptstadt Bamako Forschung betrieben.

für die ZSC Lions vorgesehen gewesen, sondern für die GCK Lions in der zweithöchsten Liga. Doch dann wurde der neue ZSC-Coach Bob Hartley im traditionellen Vorbereitungsspiel gegen das Partnerteam auf den Mittelstürmer aufmerksam.

Dass es Cunti nicht am Talent mangelt, hatte Hartley bestimmt schon vorher mitbekommen. Schliesslich hatte sich der NHL-Club Tampa Bay das Recht auf Cunti für die beste Liga gesichert, noch bevor er seinen 18. Geburtstag feierte. Danach aber begann Cuntis Odyssee. Sein Wunsch, auf der höchsten US-Collegestufe zu spielen und zu studieren, erfüllte sich nicht. Er landete in einer tieferen US-Liga, dann im kanadischen Juniorenishockey, es ging sportlich nicht vorwärts mit ihm. Auch nicht nach seiner Rückkehr in die Schweiz, wo er 2009/10 in Langnau vom Pfeiffer-Drüsenvieber gebremst wurde

und sich sogar überlegte, mit dem Eishockey aufzuhören.

Doch er besann sich nach zwei Monaten Bedenkzeit eines Besseren und erkannte, dass seine Begabung allein nicht für eine Karriere reicht. Im Sommer 2010 nahm die ZSC-Organisation den verlorenen Sohn wieder auf und gewährte ihm im Farmteam die Chance, wieder im Eishockey Fuss zu fassen. Lange, zu lange hatte Cunti ungünstige Umstände für seine verzögerte Entwicklung verantwortlich gemacht. Als er erkannte, dass er sein Glück selber in der Hand hält, ging es wieder aufwärts für ihn. Er begann, wie ein Profi zu trainieren und zu leben und kämpfte gegen den Ruf an, ein verwöhnter Junge von der Zürcher Goldküste zu sein.

In Hartley fand er in Zürich nun auch den Förderer, den er gebraucht hatte. Die Investition in Cunti hat sich ausbezahlt. Mit seiner Schnelligkeit

und Übersicht sticht er bei den fleissigen, aber nicht gerade kreativen ZSC Lions heraus. Der Reporter der «Neuen Zürcher Zeitung» befand schon nach wenigen Cunti-Spielen, der junge Mann verleihe dem Team wenigstens einen Hauch von Ästhetik. Am augenfälligsten ist, wie scheinbar mühelos er beschleunigt. «Man hat bei ihm das Gefühl, er berühre das Eis gar nicht», schwärmt Hartley.

Mit seinem Tempo soll Cunti nun das dichte Berner Abwehrdispositiv durchdringen, den Lions im Final endlich zu Leichtigkeit verhelfen. Auch wenn die wundersame Wende nicht gelingen sollte, so ist der geläuterte Zürcher die (Wieder-)Entdeckung dieser Eishockeysaison. Es würde nicht überraschen, wenn Hartley seinen Lieblingsschüler mitnahme, sollte er dereinst an die Bande eines NHL-Clubs zurückkehren. Träumen ist für Cunti wieder erlaubt.

Dichtung Manchmal hat ungeschlachte politische Lyrik mehr Legitimität als gefälliges Ebenmass. Nicht so bei Günter Grass. Von Martin Halter

Von garstigen Liedern

Gedichte, behauptet der Literaturwissenschaftler Heinz Schlaffer in seinem neuen Buch «Geistersprache», sind leicht zu erkennen, aber schwer zu begreifen. Manchmal ist es aber auch gerade umgekehrt. Was Günter Grass mit «Was gesagt werden muss» sagen will, ist sonnenklar; was daran lyrisch sein soll, nur schwer zu erkennen.

So wurde sein Werk mal als dumm, peinlich oder ekelhaft antisemitisch, mal als mutige Wortmeldung begriffen, aber kaum je als Gedicht. Literarisch, da sind sich alle Literaturkritiker einig, ist Grass' lyrischer Präventionschlag «grottenschlecht» (Jörg Magenau), eine Mogelpackung und Anmassung. Das selbst ernannte Weltgewissen hat die edle Kunstform missbraucht, um seinem Stammtischgeschwätz Wert und Nobelpreiswürde anzudichten; mit «Faktenchecks» wird seine Dichtung beflossen der Unwahrheit überführt.

Alltag in Versen

Aber so einfach geht es dann doch nicht. Schon wahr, außer dem willkürlichen Zeilenumbruch erinnert nichts an Grass' Gedicht an jenes «lyrische Sprechen», das in einer auf rationale Kommunikation gegründeten Gesellschaft zunehmend unverständlicher, irrationaler, ja verrückter erscheint. Es gibt weder Reim noch metrisches Mass, weder poetischen Überschwang noch gewagte Sprachbilder. Grass spricht zwar im Hier-stehe-ich-und-kann-nicht-anders-Modus, aber nicht als lyrisches Ich.

Aber das aus tiefster Seele um Ausdruck ringende Subjekt ist eh schon lange tot. Lyrik ist heute mehr als zwecklose Freiheit, subjektives Empfinden, reine l'art pour l'art. Spätestens die literarische Moderne machte die Trennung zwischen Lyrik und Prosa obsolet. Die Langgedichte von Ezra Pound oder T. S. Eliot unterscheiden sich kaum von James Joyces Romanen: Wie die klassisch-chronologische Erzählform lösen sich auch Reim und Metrum auf und machen Platz für Realitätssplitter, Mythen und Selbstreflexionen. Das beseelte Sprechen kreist nicht mehr nur um Ich und Natur, Hier und Jetzt, sondern erfasst auch Alltagsgegenstände, prosaische Empfindungen, unpersönliche Erfahrungen.

Das gilt erst recht für die politische Lyrik. Schon Heinrich Heine, der das Genre recht eigentlich begründete, machte sich lustig über die Tendenzpoeten, die Gesinnungstüchtigkeit mit Kunst verwechselten. Hoffmann von



Politische Lyrik, die ihren Namen verdient, steht immer im Gegensatz zum Mainstream.

Fallersleben, einer von ihnen, griff Goethes Hohn («Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!») auf und wendete ihn gegen seinen Urheber. Manchmal haben garstige, ungeschlachte Lieder mehr Dignität und Legitimität als unverbindliches Tandaradei und klassisches Ebenmass. Seit bald zweihundert Jahren wogt die Debatte nun hin und her. Je nach Ort, Zeit oder Standpunkt gilt die politische Lyrik eines Herwegh, Brecht oder Erich Fried mal als Meilenstein engagierter Literatur, mal als Verrat an der Kunst. Adorno zufolge durfte man nach Auschwitz keine Gedichte mehr schreiben; nicht einmal Paul Celan hielt sich an das Verdikt. Grass selber wurde in den 60ern von der kritischen Intelligenz für seine lyrischen Einmischungen gefeiert; nach 1989 wollte man von seinen ungereimten Liedern nichts mehr hören.

So wie ein Gedicht über Apfelbäumen in Krisenzeiten unter Eskapismusverdacht gerät, steht politische

Lyrik, die ihren Namen verdient, immer im Gegensatz zum Mainstream. Ihr Meinen und Sagen sprengt das empfindsamen Selbstgespräch nach allen Regeln der Kunst wie den politisch korrekten öffentlichen Diskurs: So war es bei Walther von der Vogelweide und Hölderlin, und das gilt erst recht für das 20. Jahrhundert.

Gebärden des Dichterfürsten

Allerdings hat Grass noch nicht recht mitbekommen, dass die grosse Zeit der politischen Intellektuellen vorbei ist: Er reklamiert selbst dort noch die hoheitlichen Gebärden und Privilegien des Dichterpriesters für sich, wo er nur als normaler Zeitgenosse spricht. Er benutzt eine Form, nicht um sie mit Inhalt zu füllen, sondern um sie rhetorisch gegen Einwände abzudichten, und das macht seinen gequälten Aufschrei so falsch und gekünstelt.

Immerhin zeigt die Debatte aber, dass die Lyrik als Kunstform nicht ganz so tot ist, wie die Auflagenzahlen und der gesellschaftliche Status der Dichter es befürchten lassen. Hätte Grass seine Meinung als Leserbrief oder Romanpamphlet veröffentlicht, hätte kein Hahn danach gekräht. So erinnert ausgerechnet ein schlechtes Gedicht an die göttlichen Ursprünge und magischen Wirkungen dichterischer Beschwörungsformeln.